

Beatrice Harraden

Wie Schiffe in der Nacht

Roman

Aus dem Englischen
von Bernd Erhard Fischer

EDITION A • B • FISCHER

1.

Ein Neuzugang

*Schiffe, die nachts sich begegnen, grüßen sich im Vorüberziehn:
Nur ein Signal wird gehisst, und ein Ruf tönt von fern durch das Dunkel.
So auf dem Meer des Lebens: Wir treffen und sprechen einander,
Tauschen ein Wort, einen Blick: Dunkelheit herrscht dann wieder und Stille.*

Ships that pass in the night, and speak each other in passing,
Only a signal shewn, and a distant voice in the darkness;
So, on the ocean of life we pass and speak one another,
Only a look and a voice, then darkness again and a silence.

Henry Wadsworth Longfellow

„Das stimmt“, bemerkte einer der Gäste am englischen Tisch, „am Anfang möchten wir aus unserem Leben etwas ganz Großartiges machen, eine Kathedrale, ein Meisterwerk oder so – doch am Ende bringen wir nur eine Lehmhütte zustande.“

„Es freut mich, dass Sie so gut von der Menschheit denken“, sagte Robert Allitsen, der „Disagreeable Man“, und blickte von seiner Zeitung auf, die er immer beim Essen las. „Ich würde eher sagen, wir sind wie die Höhlenmenschen, die am Ende mit einem Erdloch zufrieden sind.“

Es wurde still. Am Tisch erinnerte man sich noch gut an die wenigen Sätze, die er während der letzten vier Jahre in Petershof gesprochen hatte – dieser war entschieden der längste.

„Er will noch etwas sagen“, flüsterte die schöne Mrs. Reffold ihrem Nachbarn zu.

Der Mann, den alle als unangenehm empfanden, blickte noch einmal von seiner Zeitung auf.

„Bitte reichen Sie mir das Yorkshire Relish“, sagte er schroff zu einem jungen Mädchen, das neben ihm saß.

Der Bann war gebrochen und die Unterhaltung kam wieder in Gang. Aber das Mädchen, das ihm das Yorkshire Relish gereicht hatte, saß stumm und teilnahmslos da, das Essen unberührt vor sich, den Wein ungekostet. Sie war klein und schwächlich, ihr Gesicht sah abgespannt aus. Sie war neu in Petershof, tatsächlich erst vor zwei Stunden eingetroffen, kurz bevor die Tischglocke ging. Aber sie zeigte keinerlei Schüchternheit oder Scheu vor den Gästen des Kurhauses. Sie schien sie vielmehr nicht wahrzunehmen, oder, wenn doch, dann störten sie die neugierigen Blicke nicht. Die

Stimme des unangenehmen Mannes riss sie aus ihren Grübeleien. Sie hatte nicht gehört, was er sagte, streckte aber mechanisch die Hand aus und reichte ihm das Senftöpfchen. „Wollten Sie den Senf?“, fragte sie halb träumend, „oder war es die Wasserflasche?“

„Sie sind ziemlich taub, wie es scheint“, sagte der unmögliche Mensch ruhig. „Ich hatte nur angemerkt, dass es schade ist, das Sie nichts essen. Wahrscheinlich ist es gewöhnungsbedürftig, zwischen zweihundertfünfzig neugierigen Leuten zu sitzen?“

„Ich hatte gar nicht bemerkt, dass mich alle anstarren“, antwortete sie, „und wenn sie es tun, was kümmert es mich?“

„Warum sind Sie hergekommen?“, fragte der unangenehme Mann plötzlich.

„Wahrscheinlich aus demselben Grund wie Sie“, sagte sie, „damit es mir wieder besser geht.“

„Es wird Ihnen nicht besser gehen“, antwortete er grausam.

„Ich kenne Ihresgleichen. Sie verlöschen ganz schnell. Und darum beneide ich Sie sogar!“

„Sie haben gerade mein Todesurteil gesprochen“, sagte sie und blickte angespannt.

Dann lachte sie kühl. Es war nichts Fröhliches in diesem Lachen.

„Hören Sie“, sagte sie dann, „wenn Sie für sich selbst keine Hoffnung mehr haben, müssen Sie sie den Anderen nicht auch noch nehmen. Ich sehe, Sie haben einen tiefen Zug aus dem Giftbecher genommen. Aber ihn an andere weiterzureichen, ist ziemlich feige!“

Dann stand sie auf und verließ – vorbei am englischen und am polnischen Tisch – den Speisesaal des Kurhauses.

2.

Enthält einige Details

In einem Londoner Antiquariat saß ein alter Mann und las Gibbon's Römische Geschichte.

Er legte das Buch auch nicht aus der Hand, als der Postbote ihm einen Brief brachte. Mürrisch blinzelte er nach dem Brief und nach dem Boten. Zerviah Holme mochte keine Unterbrechungen, wenn er Gibbon's Römische Geschichte las; und weil er immer Gibbon's Römische Geschichte las, empfand er jede Störung als Beleidigung. Erst etwa zwei Stunden später öffnete er den Brief und erfuhr, dass seine Nichte Bernardine sicher in Petershof angekommen sei, dass sie beabsichtige sich zu erholen und gesund und kräftig heimzukehren. Er zerriss den Brief und sah hinüber zu der Fotografie auf dem Kaminsims. Sie zeigte ein junges, aber irgendwie ältlich und abgespannt wirkendes Gesicht mit unnatürlich großen, ausdrucksvollen Augen, die sich selbst zu verzehren schienen. Es war nicht eigentlich ein hübsches Gesicht, zudem wirkte es etwas traurig, wenn auch ein leiser Anflug von Heiterkeit um die Mundwinkel zu spielen schien. Vor allem die unübersehbare Erschöpfung darin erregte heftiges Mitleid. Zerviah betrachtete das Foto eine Weile. „Sie hat uns beiden niemals viel bedeutet“, sagte er sich. „Und doch, als Malvina noch lebte, fand ich manchmal, dass sie zu hart mit Bernardine umging. Ich glaube, ich sagte ihr das auch ein, zwei Mal. Aber Malvina hatte nun einmal ihre eigene Sicht der Dinge. Nun, das ist jetzt vorbei.“ Dann ließ er rasch, wie es seine Art war, alle Gedanken fallen, die nichts mit Römischer Geschichte zu tun hatten; und die Erinnerungen an seine Frau Malvina und seine Nichte Bernardine nahmen wieder den gewohnten Platz im Hinterstübchen seines Bewusstseins ein.

Bernardine hatte eine recht freudlose Kindheit durchlebt, in der Puppen und Spielzeug keine große Rolle spielten. Gefühlsregungen gegenüber Puppen oder Kuschtieren waren ihr ebenso fremd gewesen, wie offenbar auch die gegenüber Menschen; abgesehen von einer gewissen Zuneigung zu Onkel Zerviah. Der verstand sowieso nichts von tieferen Gefühlen, weswegen er die Kaltherzigkeit dieses Kindes auch nicht wahrnahm – obwohl es deutliche Anzeichen dafür gab. Verglichen mit anderen Kindern war Bernardine ganz sicher kühl und gefühllos; und es gab ja auch keinerlei wärmende Einflüsse während ihrer frühen Jahre. Auch ihre Tante Malvina besaß so viel Mitgefühl wie ein Eisberg.

Selbst die Feen hatten die kleine Bernardine nicht überzeugt. Wohl hatten sie liebevoll und geduldig ausprobiert, was sie für sie tun konnten. Sie sprangen ihr aus Büchern entgegen, tanzten und sangen für sie und flüsterten ihr schöne Geschichten ins Ohr, im Dämmerlicht, in der Feenzeit. Aber all ihre freundlichen Überredungskünste nützten nichts – Bernardine nahm keine Notiz von ihnen. Dann gaben sie es schließlich auf und ließen sie so lieblos, wie sie sie vorgefunden hatten. Was soll man von einer Kindheit erwarten, in der selbst die Feen keine Rolle spielen?

So entwickelte sie sich zu einem kleinen, rastlosen Geist, der sich mal auf diese, mal auf jene Weise zeigte, doch immer angetrieben von einem ständigen Betätigungsdrang. Nicht dass Bernardine sich anderen nützlich machen wollte; sie schien nur eine natürliche Neigung zur Arbeit zu haben, wie andere eine natürliche Neigung zum Spiel. Dabei meinte sie es stets ernst. Das Leben der kleinen Bernardine war eine ernste Sache.

So gingen die Jahre dahin. Sie wuchs heran, entwickelte vielerlei Interessen und hegte überaus ehrgeizige Pläne. Sie war einfach eine Arbeiterin, sonst nichts. Eine gewissenhafte

Schülerin war sie immer gewesen, nun wurde sie zu einer tüchtigen Lehrerin. Mit großem Selbstvertrauen – und vielleicht auch ein wenig von sich eingenommen – lernte Bernardine erst als junge Frau, was sie als kleines Kind nicht hatte lernen können: zu lächeln. Sie hatte beinahe sechsundzwanzig Jahre gebraucht, um es zu lernen. Obwohl: manche Leute brauchen noch viel länger, und andere lernen es niemals.

Soweit eine kurze Zusammenfassung von Bernardine Holmes Vergangenheit. Bernardine war so etwas wie eine „moderne Frau“ geworden, als sie eines Tages, mitten in einem übervollen Alltag – Unterrichten, Zeitungsartikel schreiben, politische Diskussionen und sozialistische Versammlungen – plötzlich ernsthaft erkrankte. Sie schlich noch eine Weile matt und hinfällig in London herum und ging dann nach Petershof, einem Kurort in den Schweizer Alpen.

3.

Mrs. Reffold lernt ihre Lektion

Petershof war ein Winterkurort für Lungenpatienten, obwohl auch viele Leute, die einfach nur eine Luftveränderung brauchten, für ein paar Monate hierher kamen – und dank der herrlichen Gebirgsluft wunderbar erholt nach Hause zurückkehrten. Das war auch Bernardines Hoffnung. Sie war in jeder Hinsicht gebrochen und elend; und dachte sich nun, dass ein längerer Aufenthalt in den Bergen ihr wieder zu einem erträglichen Gesundheitszustand verhelfen oder wenigstens eine weitere Verschlechterung abwenden würde. Sie war allein gekommen, denn sie hatte keine Verwandten außer ihrem alten Onkel. Auch hatte sie kein Geld, eine Begleitperson zu bezahlen. Anscheinend machte sie sich nichts daraus, denn schon am Morgen nach ihrer Ankunft sah man sie allein umherstreifen und den Ort erkunden, der nun für Monate ihr Aufenthalt sein sollte. Und während sie sich so dahinschleppte, erkannte sie vor sich den unmöglichen Menschen von gestern Abend. Als sie ihn stoppte, sah er sie ziemlich erstaunt an. Er war es nicht gewohnt, von jemandem angesprochen zu werden.

„Sie waren nicht sehr aufmunternd gestern Abend“, sagte sie.

„Ich glaube, ich gelte generell nicht gerade für liebenswürdig“, antwortete er und klopfte sich den Schnee von den Stiefeln.

„Trotzdem tut es mir leid, wie ich mit Ihnen geredet habe“, sagte sie freimütig. „Es war dumm von mir, so zu reagieren.“ Er ging nicht mehr auf seine Äußerungen von gestern Abend ein und schickte sich an, seinen Weg fortzusetzen. Dann kehrte er plötzlich um und lief nun an ihrer Seite.

„Ich bin jetzt fast sieben Jahre hier“, sagte er, und es schwang etwas Wehmut in seiner Stimme, die er jedoch sofort über-

spielte. „Wenn Sie irgendetwas über diesen Ort wissen wollen, kann ich es Ihnen sagen. Wenn Sie laufen möchten, kann ich Ihnen einige schöne Stellen zeigen, wo Sie nicht von anderen Leuten belästigt werden. Oder ich kann Sie in die herrliche Schneelandschaft führen. Vielleicht stimmt Sie das ja etwas sonniger, wenn Sie betrübt und niedergeschlagen sind. Es ist wirklich nicht alles traurig in Petershof. Wenn man zum Beispiel in den verschneiten Wäldern im Schnee gräbt, finden sich darunter manchmal schon winzige Knospen. Und wenn die Sonne Sie nicht blendet, sehen Sie von überall her die hohen Berge. Solche Dinge haben mich immer beglückt. Sie sind nicht so krank, dass Sie sich nicht auch daran freuen könnten.“

„Da ist nichts, was mir wirklich Freude machen könnte“, sagte sie halb zu sich selbst, und ihre Lippen zitterten ein wenig. „Ich habe zu viel aufgeben müssen: meine Arbeit, all meine Pläne ...“

„Sie sind nicht die Einzige, die das musste“, antwortete er barsch. „Warum so ein Theater darum machen? Die Dinge fügen sich von selbst, und schließlich passt man sich den neuen Verhältnissen an. Ein Menge Kummer und Sorgen – Phase eins; noch mehr Kummer und Sorgen – Phase zwei; immer weniger Kummer und Sorgen – Phase drei; nichts mehr fühlen, was auch immer – Phase vier. Sie sind in Phase eins, ich in Phase vier – glücklicherweise. Sehen Sie zu, dass Sie auch schnell dort hin kommen!“

Er drehte sich um und verließ sie. Sie wanderte allein weiter, seine Worte im Kopf, und dachte daran, wie lange es wohl dauern würde, bis sie eine derartige Indifferenz erreichen würde. Sie hatte Gleichgültigkeit immer für eine Lähmung der Seele gehalten, gleichbedeutend mit dem Tod – nein, eigentlich für schlimmer als den Tod. Und hier war nun dieser Mann, ganz offensichtlich beschädigt an Seele

und Körper, der ihr weismachen wollte, der einzige Ausweg wäre Indifferenz? Wie sollte sie lernen, indifferent zu sein? Ihr ganzes bisheriges Leben lang hatte sie studiert und gearbeitet und versucht, sich in alle Richtungen weiterzubilden, in der Hoffnung, sich eines Tages einen Namen als Schriftstellerin zu machen, oder wenigstens, um etwas in ihrem Leben deutlich besser zu machen als andere Leute. Aber als ihr alles zum Greifen nah schien und es eine reale Chance gab, ihre Pläne wahr zu machen, hatte sie plötzlich diese Krankheit getroffen. Da war sie in jeder Hinsicht völlig zusammengebrochen, so sehr, dass diejenigen, die sie gesund erlebt hatten, sie nun kaum noch wiedererkannten. Die Ärzte sprachen von überanstrengten Nerven – die Pest dieser Zeit! Sie sprachen von Ruhe, vom Wechsel der Arbeit und der Umgebung, von frischer Luft. Sie würde ihre Vitalität zurückgewinnen. Aber das sollte nicht klappen. Die, die zuviel verlangen, müssen irgendwann dafür bezahlen.

So ging sie in Gedanken ihr ganzes Leben durch, bedauerte sich gründlich und kam zu der Schlussfolgerung, sie wäre die unglücklichste Person auf der Welt. Und überhaupt konnte niemand sonst begreifen, was enttäuschter Ehrgeiz war. Während sie an all das dachte und dabei ziemlich märtyrerhaft und jämmerlich dreinblickte, rief plötzlich jemand ihren Namen. Sie blickte sich um und sah eine der englischen Damen aus dem Kurhaus, die ihr schon am vergangenen Abend aufgefallen war. Umgeben von drei oder vier jungen Männern, die buchstäblich an ihren Lippen hingen, war sie in prächtiger Stimmung gewesen. Jetzt trug die große, hübsche Frau einen kostbaren, pelzbesetzten Umhang. Eine blendende Erscheinung. Neben einer solchen Person wirkte Bernardine unscheinbar wie eine graue Maus. Scheinbar übertrug sich dieser Eindruck auch

auf die zwei Männer die mit Mrs. Reffold gingen, denn sie blickten von der einen Frau zur anderen und schmunzelten dann, wie Männer eben in solchen Situationen schmunzeln. „Ich muss mit diesem jungen Ding sprechen“, hatte Mrs. Reffold zu ihren Begleitern gesagt, als sie Bernardine entdeckten, die vor ihnen gedankenverloren durch den Schnee stapfte. „Ich muss herausfinden, wer sie ist, und wo sie herkommt. Und stellen Sie sich vor – sie ist ganz allein gekommen! Ich habe mich erkundigt. Wie hoffnungslos altmodisch sie sich kleidet. Und was für ein Hut!“

„Ich würde mir nicht die Mühe machen, sie anzusprechen“, riet ihr einer der Männer. „Nachher hängt sie wie eine Klette an Ihnen. Sie wissen wie ermüdend das ist.“

„Na hören Sie! Wenn ich will, kann ich noch jedermann abblitzen lassen“, antwortete Mrs. Reffold ziemlich herablassend.

Dann eilte sie Bernardine hinterher und streckte ihre edel behandschuhte Hand aus.

„Ich hatte gestern Abend leider keine Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen, Miss Holme“, sagte sie. „Sie zogen sich so schnell zurück. Ich hoffe, Sie haben sich etwas ausruhen können nach ihrer Reise. Sie wirkten ziemlich abgekämpft.“ „Vielen Dank“, sagte Bernardine und blickte bewundernd – und zugleich etwas neidisch – auf die schöne Dame.

„Sie sind nicht allein, vermute ich?“

„Doch, ganz allein“, antwortete Bernardine.

„Aber Sie sind offensichtlich bekannt mit Mr. Allitsen, Ihrem Tischnachbarn“, sagte Mrs. Reffold. „So werden Sie sich hier nicht ganz einsam fühlen. Es ist ein großer Vorteil, an einem Ort wie diesem einen Freund zu haben.“

„Ich habe ihn erst gestern Abend kennengelernt“, bemerkte Bernardine.

„Ist das die Möglichkeit!“, sagte Mrs. Reffold vergnügt.

„Dann haben Sie allerdings einen Triumph errungen. Dieser unangenehme Mensch lässt sich selten herab, mit einem von uns zu sprechen. Er scheint uns nicht einmal zu sehen. Er sitzt still da und liest. Beim Essen! Es wäre interessant zu erfahren, welcher Art seine Gespräche sind. Es würde mich wirklich interessieren, worüber Sie gesprochen haben.“

„Das kann ich mir vorstellen“, sagte Bernardine leise.

Um ihre Neugier zu verbergen, verfiel Mrs. Reffold in einen Redeschwall. Sie sprach enthusiastisch über das Leben in Petershof. Sie redete über alles und jedes, nur nicht über die Landschaft, die erwähnte sie nicht. Aber nach einer Weile versuchte sie erneut, mehr herauszufinden. Doch Bernardines große Augen, die sie forschend anblickten, machten sie nervös und wohl auch etwas unbesonnen.

„Ihr Vater wird Sie vermissen“, sagte sie versuchsweise.

„Wahrscheinlich nicht“, antwortete Bernardine. „Man wird nicht so leicht vermisst, wissen Sie.“ Da war ein Zwinkern in ihren Augen, als sie hinzufügte: „Er hat wahrscheinlich eine Menge anderes zu tun.“

„Was ist Ihr Vater?“, fragte Mrs. Reffold in süßlichem Ton.

„Ich weiß nicht, was er jetzt ist“, antwortete Bernardine ruhig. „Aber er war wohl ein Genie. Er ist tot.“

Mrs. Reffold zuckte leicht zusammen. Sie schien zu ahnen, dass diese unbedeutende kleine Person sich über sie lustig machte. Das ging nicht an, und schon gar nicht vor Zeugen. Deshalb nahm sie all ihre Kräfte zusammen und sagte: „Mein Gott, welch Unglück, und noch dazu ein Genie. Der Tod ist wirklich grausam. Und hier bekommt man so viel davon mit, dass man melancholisch wird, selbst wenn man abgehärtet ist. Ach, es ist wirklich traurig, all das Elend hier zu sehen!“ (Mrs. Reffold selbst hatte sich ein Herz aus Stahl zugelegt, besonders wenn es um ihren kranken Ehemann ging.) Und sie zählte einige schwere Tuberkulosefälle auf

und vergaß auch nicht zwei Selbstmorde zu erwähnen, die sich erst kürzlich in Petershof ereignet hatten.

„Einer von ihnen war ein Russe“, sagte sie. „Komisch, kam den langen, weiten Weg von Russland an diesen kleinen weltvergessenen Ort. Aber die Leute kommen von den entlegensten Enden der Welt hierher, obwohl natürlich auch viele Londoner hier sind. Ich vermute, Sie sind aus London?“

„Im Moment lebe ich nicht in London“, antwortete Bernardine vorsichtig.

„Aber Sie kennen es zweifellos“, fuhr Mrs. Reffold fort. „Es sind einige Leute aus Kensington da, sie könnten Bekannte treffen. Tatsächlich sind in unserem Hotel zwei oder drei Familien aus Lexington Gardens.“

Bernardine lächelte ein bisschen boshaft, und blickte mit milder Nachsicht erst die jungen Männer an und dann die Dame selbst. Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Haben Sie nun alles gefragt, was Sie fragen wollten? Und, wenn ja, darf ich Sie dann auch etwas fragen? Wo bekommt man hier den besten Tee?“

Mrs. Reffold seufzte innerlich und zeigte graziös auf eine kleine Konditorei auf der anderen Straßenseite. Mrs. Reffold tat alles graziös. Bernardine dankte ihr, überquerte die Straße und verschwand in dem Laden.

„Nun habe ich ihr gezeigt, dass sie mich nicht belästigen soll“, sagte sich Bernardine. „Wie schön sie ist.“

Mrs. Reffold und ihre zwei Begleiter gingen stumm ihres Weges. Schließlich durchbrach jemand das Schweigen.

„Du meine Güte!“, sagte der größere von beiden und zündete sich eine Zigarre an.

„Da hört doch alles auf!“, sagte der andere und entzündete ebenfalls seine Zigarre.

„Ganz meiner Meinung“, merkte Mrs. Reffold an.

Aber sie hatte ihre Lektion gelernt.